

Kindheitserinnerungen am „Molls Chress“, Pastor von St.Engelbert.

Ich wurde 1912 in der Taunusstrasse der Humboldt-Kolonie, wie der heutige Kalker Ortsteil Humboldt-Gremberg damals genannt wurde, geboren. Von 1913 bis in der Mitte der 30er Jahre wohnten wir in der Hachenburgstrasse, gegenüber dem Knabenschulhof der gleichnamigen Schule. Meine spätere Ausführungen beschränken sich nur auf meine Kinderzeit vom 10. bis zum 14. Lebensjahr. In dieser Zeit hörte ich, dass der Pastor von den meisten Erwachsenen Molls Chress genannt wurde, wenn die Rede von ihm war. Einige bezeichneten ihn auch als „Köttbroder“. Egal warum; an seiner Toleranz gegenüber Andersgläubigen und seinem sozialen Engagement besteht kein Zweifel. Vielleicht trug dies dazu bei, dass man in diesem Jahr (1992) in Humboldt-Gremberg eine Strasse nach ihm benannte.

Ehe ich meine Berichte aufführe, sei mir gestattet die damalige wirtschaftliche Situation zu skizzieren.

1923, Höhepunkt der Inflation. Man rechnete nicht mehr mit Mark und Pfennigen, sondern mit Millionen, Milliarden, ja mit Billionen. Der höchste Goldschein verzeichnete den Wert von 100 Billionen Mark. Nur ein Beispiel der rasenden Geldentwertung sei aufgeführt. 1920 betrug das Port für eine Postkarte 5 Pfennige, im Dezember 1923 dagegen 5 Millionen Mark. Wegen des Verfalls liessen staatliche und städtische Behörden, Industrie, Gewerbeunternehmen und Sonstige ihr eignes (Not)geld drucken. So in Humboldt-Gremberg u.a. die Firmen Hagen und Humboldt, sowie die Konsum-Genossenschaft Hoffnung. Hinzu kam die grosse Arbeitslosigkeit.

Die Not war gross, auch in Humboldt-Gremberg. In dieser bitteren Zeit gingen abkömmliche Familienmitglieder auf Hamsterfahrt (analog der R-M.zeit nach dem letzten Kriege). Alte, Behinderte, Kranke und alleinstehende Mütter, mit meist mehreren Kindern hofften auf eine Nahrungsmittelbeihilfe aus der Verwandtschaft oder der Nachbarschaft. Pastor Moll versuchte so gut er konnte die Not zu lindern, und das ohne Ansehen der Person, seiner religiösen oder politischen Zugehörigkeit, wie ich es selbst erlebte.

Doch nun zum eigentlichen Thema.

Im Herbst 1923 war ich mit meinen Freunden Jupp B. und Walter E. auf dem Weg zum Gremberger Wäldchen, als wir in der Grembergerstrasse Pastor Moll mit einem Heuwägelchen auf zwei Männer zugehen sah, die an der Mütze einen roten Stern trugen. Als Elfjährige wussten wir nur das es „Rude“ (Rote) waren, sonst nichts. Wir glaubten an einer Auseinandersetzung und traten näher heran und hörten Pastor Moll sagen: „Ha ihr Zwei, maht ihr ne Basöck bei ührem Jenosse K? Dann nammt e Säckche Aädäppel mit, denn sing Pänz han och Hunger.“ Die Zwei dankten lachend und trugen die Kartoffeln ins Haus. Vielleicht hätte ich diese Episode vergessen, wenn ich nicht eine Woche später auf der Oberrealschule Kalk einen Aufsatz über ein besonderes Ferienerlebnis hätte schreiben müssen. Da ich die Ferien

zu Hause blieb, brachte ich dieses Erlebnis, natürlicher Weise ausführlicher, zu Papier. Das Ergebnis war für mich niederschmetternd. Erstmals erhielt ich in Deutsch eine miserable Note mit der Begründung: "Inhalt ist kein Erlebnis im Sinne des gestellten Themas. Der in Anführungszeichen aufgeführte Text ist kein Deutsch". Für mich als Kind aber war es ein echtes Erlebnis zu sehen wie ein „Roter“ und ein „Schwarzer“, so wurden wir Katholiken damals genannt, trotz der grossen Meinungsverschiedenheiten in diesem Falle sich einig waren, dass die Not der hungernden Kinder Vorrang vor den jeweiligen Einstellungen habe. Denn einerseits konnte der Kranke sich nicht die Kartoffel auf der Strasse abholen und andererseits konnte der Pastor in dieser turbulenten Zeit das Wägelchen ^{nicht} unbewacht stehen lassen. Aber dies alles konnte ich damals nicht in Worten kleiden. Und Kölsch kein Deutsch? Wir sprachen doch auf der Strasse Kölsch und lasen Kölsch in den für die Schüler von der Stadt Köln herausgegebenen Heften Jung Köln (Erstausgabe 1912). Na ja, zu allem Überfluss kam noch das Gespött auf dem Schulhof: „der Fischer schreibt Deutsch mit Knubbelen“.

Ein weiteres Erlebnis mit dem Pastor Moll blieb bei mir haften, weil ein Sohn der betroffenen Familie einer meiner Spielkameraden war und unsere Freundschaft bis in der Kriegszeit (1939-45) hielt.

Mein Vater hatte einen guten Kameraden aus seiner Militärdienstzeit den er zu Hause stets als einen ruhigen, tüchtigen Handwerker bezeichnete. Einmal hörte ich, - und das war nicht für meine Ohren bestimmt - wie er zur Mutter sagte: „es ist eigentlich schade um Hein M., dass er so verbittert aus dem Krieg zurückkam und nun ein Freidenker ist, wenn auch ohne politischer Bindung“. Mir sagte das Wort Freidenker damals nichts. Einer seiner Söhne, Peter, war mir ein lieber Spielkamerad, der alles mitmachte und mich nie im Stich liess. Mitte der 20er Jahre starb sein Vater. Dabei erfuhr ich von Peter, dass er und seine Geschwister die „Freie Schule“ (seit 1921 in der Usingerstrasse ansässig) besuchte. Das tat übrigens unserer Freundschaft keinen Abbruch. Zu Hause hörte ich, dass sich die Mutter Peters mit ihren fünf Kindern in bitterer Not befände. Wochen später erzählte mir Peter glückstrahlend, dass ausgerechnet der katholische Pastor Moll seiner Mutter eine dauerhafte Heimarbeit (ähnlich der heutigen Teilzeitarbeit) beschafft habe und sie nun keine grossen Sorgen mehr hätten. Meine Mutter meinte dazu, dass es für die Frau eine harte Zeit wäre und das Leben kein Zuckerschlecken. Viel später wusste und erkannte ich, dass Mutter Recht hatte. Andererseits bewunderte ich aber auch die Toleranz vom „Molle Chress“.

Pastor Moll war nicht nur ein Meister im Spendensammeln, sondern auch ein Meister des Wortes in seinen Predigten, besonders, wenn er die Fehler seiner „Schäfchen“ mit drastischen Worten, oft auf kölsch, geisselte. Ein Beispiel sei als letzter Beitrag zum „Molle Chress“ nachstehend gebracht.

Mit 14 fand ich erstmals Gefallen an Mädchen, die ich bis dahin als lästiges Übel bei unseren, oft wilden Spielen, betrachtet hatte. Es war Herta V. ein sehr schlankes Ding mit schwarzem Pagenkopf. Die Sache hatte nur einen Haken, Herta war evangelisch und ich katholisch, ein für die damals (1925) ältere Generation ein fast unüberwindliches Hindernis. Einmal standen wir zusammen in ihrer Haustür in der Taunusstrasse gegenüber der Emserstrasse, als Frau S., in unserer Strasse als „Tagebl.“ bekannt auf mich zustürzte und mich anfauchte: „das sage ich deiner Mutter, dass du dich mit einer Evangelischen in der Haustür herumdrecks.“ Zu meinem Entsetzen kam auch noch ausgerechnet Pastor Moll vorbei und blieb bei uns stehen. Natürlich erwartete ich ein weiteres Donnerwetters. Doch das Gegenteil geschah. Er las Frau S. sinngemäss wie folgt zweisprachig, - in Hochdeutsch und Kölsch -, die Leviten: „Wat soll dat Frau S. sin Evänjelische nit och Chresteminsche wie mer, nor weil se ne andere Wäg zo unsem Herrjott gon? Was nutzt das, nach aussen hin lautstark Frömmigkeit zu demonstrieren un innerlich zu überlegen, wä mer als Nöckster durch de Zäng tracke kann? Jarnix, überhaupt nix sager ich Üch! Dat es en Sünd un en Schand! Merken Sie es sich ein für all mal Frau S“. Damit ging er kopfschüttelnd weiter. Wir aber standen mit offenen Mäulern da, Frau S., Herta und ich. Übrigens verschaffte mir Herta nach dem Kriege als geflohenen Kriegegefangenen ohne Entlassungspapier durch ihrer Freundin Minchen T. aus der Hachenburgerstrasse, die als Deutscherin bei der Besatzungsmacht war, einen Passierschein über die Deutzer Behelfsbrücke um meine ausgebotene und vermisste Familie weiter suchen zu können!

Abschliessend sei nur noch bemerkt, dass der „Molle Chress“ durch meine Kindheitserinnerungen an ihn den Grundstein zu meiner späteren Toleranz gegenüber Jedermann legte.

Karl Fischer

Baracken und ihre Bewohner in der Humboldt-Kolonie.

Der *Kalker Ortsteil Humboldt-Gremberg*, von uns kurz Kolonie genannt, hatte in meiner Kinder- und Jugendzeit, in den zwanziger- und Anfang der dreissiger Jahre, nicht nur ihre Sonnen-, sondern auch ihre Schattenseite. Es war der Block der Steinbaracken zwischen der noch nicht vollbebauten Giessener- und der ebenfalls erst teils bebauten Feldbergstrasse, sowie am unteren Teil der leeren Strasse an der Pulvermühle. Gegenüber war die „Beiz“, eine ungepflegte Grünfläche mit spärlichem Grasbewuchs über einer mit Industriemüll aufgefüllter Kiesgrube. Die „Beiz“ diente zeitweils auch als Festplatz.

Hier wohnten in den Baracken Menschen, die grösstenteils durch die herrschende Notlage (rund 6 Millionen Arbeitslose) vom Schicksal, teils unverschuldet, aber teilweise auch durch eigene Schuld, hier ins Abseits gedrängt wurden und froh waren, wenigstens ein Dach über dem Kopf zu haben, von den übrigen Bewohnern der Kolonie isoliert. Selbst wir Kinder, hielten uns von dem Barackenblock fern, ein bitteres Los für die Guten dort, die durch die Schuld der Bösen in Mitleidenschaft gezogen wurden. Es gab eben damals wie heute pauschale Vorurteile.

In der Folge möchte ich einige Menschen skizzieren, die sich so oder so von der breiten Masse der übrigen Bewohnern der Notunterkünfte abhoben.

Heute noch ein Begriff für die älteren Bürger der Kolonie war die „Busch's Schöckel“, eine Schiffschaukel, die auch ein kleines Schiff für Kinder hatte. Da die beiden halbwüchsigen Burschen, die als Helfer bei der Schaukel dienten, eine damals als Schlafstelle bezeichnete Unterkunft in einer der Barackenwohnungen hatten, gehörten sie quasi ja auch zum dortigen Milieu.

Wenn nun aus gegebenem Anlass auf der „Beiz“ Karussells, Buden und Zelte aufgeschlagen wurden, war es die „Busch's Schöckel“, die den musikalischen Reigen mit ihrem Dauerbrenner, dem alten Schläger von dem Zigeuner, die keine Heimat mehr hatten, mit ihrer Orgel eröffnete. Mit freudigen Gebrüll eilten wir Kinder dann herbei, denn zu dieser Zeit nahmen die Helfer an der Schaukel auch Eisen und Buntmetall in Zahlung. Schon Wochen vorher begannen wir mit dem Suchen und Sammeln des begehrten Metalls. Übrigens, wenn die Helfer feststellten, dass wir aus der Kolonie waren, - und dafür sorgten wir schon lautstark -, erhielten wir eine Freifahrt. Erst über zehn Jahre später erfuhr ich, dass dies auf Anordnung von der Schiffschaukelbesitzerin geschah, die aus mir unbekanntem Grunde mit der Kolonie stark verbunden war und zudem ein Herz für Kinder hatte.

Die „Hipp“ (Ziegenbock) war ein zurückhaltender, stiller Flickschneider, der sich mit dieser Arbeit für seine Familie ein Zubrot verdiente. An einem frühen dunklen Winterabend nach Hause kommend, sah ich die „Hipp“ mit einem Paket im Haus des Schneidermeisters T. in unserer Strasse verschwinden. Das war für mich ein Rätsel; ein Barackenbewohner in unserer

Strasse, -unmöglich- dachte ich, wo doch die Erwachsenen mit diesen Leute nichts zu tun haben wollen. Tage später erzählte einer meiner Spielkameradinnen, Minchen T., meine Beobachtung. Sie erklärte mir verschämt, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dass der Mann gelegentlich für ihren Vater arbeite, aber nur bei Dunkelheit kommen dürfe, da ihr Vater das Gerede der Leute scheue. Ich schwieg auch darüber!

„Sally“ war ein Hausierer, der in der Kolonie von Tür zu Tür ging und Gewürze feilbot. Da er billiger als die hiesigen Geschäfteleute war, hatte er seine feste Kunden. Seine Anrede lautete stets: „Madam, hat ehr Pfeffer nüdich?“ Aus mir unbekanntem Gründen stellte sich heraus, dass Sally seine gemahlene Gewürze mit irgendwelchen Fremdstoffen - bei dem damals selten gekauften und teuren Paprika war es Ziegelsteinstaub vermischte, nach dem Motto: „Kleinvieh mecht auch Mist“. Nach dem Bekanntwerden trat Sally in der Kolonie nicht mehr als Hausierer in Erscheinung.

„Hubäät“ M. war ein bärenstarker, grosser und breiter Mann mit einem Kindergemüt und als friedliebender, freundlicher Mensch in der Kolonie bekannt, obschon er als „Rauschmeisser“ in einer übel beleumundeten Kneipe in der Kölner Altstadt tätig war. Darauf angesprochen lautete sein steter Slogan: „Wat soll et, Jeld stink nit, un noch e paar Jöhrcher dann mach ich en Riefkoochebud op“. In den fünfziger Jahren hatte er tatsächlich eine kleine, aubere Imbissbude in der Kölner Nordstadt.

„Die Zuckerschnüss“ zog schon in den dreissiger Jahren als „Lumpkäääl“ (Altwarenhändler) durch die Strassen der Kolonie. Seinen Spitznamen verdankte er seinem ungepflegtem Aeusseren und dem fast immer mit Marmelade oder sonstigem Süsskram verschmierten Mund. Er ging nicht neben seinem Pferd, sondern kroch regelrecht nebenher und sein Pferd pasete sich ihm an, oder vielleicht umgekehrt? Für seinen ungewöhnlich langgedehnten Ausruf: „Lumpen, Eisen und Papier“ brauchte er fast eine halbe Strassenlänge. Beim Abwiegen von Metallen, Papier oder alter Kleidungsstücke war er umso flinker. Mit unwahrscheinlicher Geschicklichkeit verstand er es seine Waage so zu handhaben, dass das gezeigte Gewicht stets niedriger als das tatsächliche war. Wurde er von einem Kunden ertappt, raspelte er mit treuem Augenaufschlag seine Standardentschuldigung: „Ich han mich ald gewundert, dat dä Krom su leicht wor, nix för Unjot“, und das sagte er nachdem er scheinbar nochmals nachwog. In späteren Jahren „fand“ er beim Entrümpeln von Kellern immer eine Kleinigkeit. Darauf aufmerksam gemacht meinte er (wie zwei Jahrzehnte vorher): „Ich hat mich selvs gefrog, wie kütt sujet bei däm Schrott“. Eine Betrugsabsicht war ihm aber nie nachgewiesen, da er den „Fund“ offen auf seinem Wagen in einer Extrakiste legte - und nicht am „Fundort“ oder in dieser Strasse versteckte. Zudem waren es auch stets nur Kleinigkeiten ohne grossen Wert, aber ein kleiner Gauner war er doch.

Da wäre noch von dem heruntergekommenen Musiker zu berichten, der in der Kolonie sich wie ein Fürst aufspielte, in Wirklichkeit jedoch in den Vororten Ehrenfeld und Bickendorf „strändelte“ (Strassenmusik machte). Allerdings soll er, wie der Organist B. aus der Taunusstrasse einmal erwähnte, ein hervorragender Trompeter gewesen sein.

Erwähnenswert ist auch ein Widerling, der uns Kinder im Vorbeigehen anspuckte, Frauen belästigte, und das in obzöner Weise, und der für sich den traurigen Ruhm in Anspruch nehmen konnte in allen, aber auch in allen Gaststätten innerhalb der Kolonie Hausverbot zu haben, weil er in betrunkenen Zustand versuchte, das Gläserespülbecken als Toilette zu benutzen, was ihm einmal in der Wirtschaft W. fast gelungen wäre, hätten ihn nicht ein paar jüngere Gäste vorzeitig herausgeworfen.

Zum Schluss sei nur noch gezeigt, wie man sich irren kann. - „Er Rennpääd“, ein hagerer Mann, der von morgens bis abends von mir und einigen Mitschülern oftmals gesehen wurde, wie er quasi im Laufschrift durch die Strassen verschiedener rechtsrheinischer Vororte eilte, erhielt von uns diesen Beinamen. Damals wussten wir noch nicht, welche Schicksalsschläge ihn getroffen hatten. Aus Kriegsgefangenschaft erst 1921 heimkehrend (1. Weltkrieg), erfuhr er, dass seine junge Frau mit einem seiner früheren Kollegen, unter Mitnahme der gesamten Habe von ihm gegangen war. Nun war er mittellos und ohne Wohnung. Man brachte ihn im Obdachlosenasyll unter und war heilfroh als man ihm ein Zimmer in den Baracken zuwies. Hier hatte er wenigstens ein eigenes Zimmer. Schon in den ächsten Tagen bega er damit nach einer Arbeit Ausschau zu halten, und das im Eilschritt aus der Angst heraus, ein Anderer könnte ihm zuvorkommen. Nach dieser Aufklärung schämte ich mich, manchmal auch halblaut gesagt zu haben: „Dg küt dat Rennpääd“.

Wie man sieht, ist ein Pauschalurteil bei Randgruppen ebenso falsch, wie ein Vorurteil bei einem Einzelmenschen!

19.10.42

Karl Fischer